

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 102 (1976)
Heft: 51-52

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

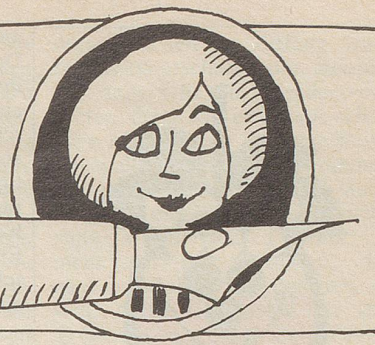
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Saisonwünsche

Lamento über das Weihnachtsgeschäft, Hektik im Advent, Geschenke oder keine – darüber konnte man in den letzten Jahren in allen Gazetten und Blättchen zur Genüge lesen. Es gibt Bekannte, die uns eine sogenannte Geschenkverzichtserklärung ins Haus schicken, worin sie uns wissen lassen, sie hätten soeben den Gegenwert eines Geschenkes, das uns in andern Jahren zuge-dacht war, in Form einer Geldspende der Wohltätigkeitsinstitution X. Y. zukommen lassen. Ich finde das nobel; nobel in der Tat und nobel in der Form. Unter Freunden haben wir es auch schon formloser gemacht. Wir haben einander eine Kleinigkeit oder gar nichts geschenkt, und einer hat bei-läufig gesagt, man könne ja nun mit der Gratifikation oder dem 13. Monatslohn in der Tasche auch noch an andere denken. Wie wird es dies Jahr sein?

Heute möchte ich einmal an jene erinnern, die selbst im Weihnachtsgeschäft stekken. So hässlich das Wort auch tönen mag, sie haben es nicht erfunden, für sie ist es harte Wirklichkeit, nicht einmal so sehr Wunschenken, sondern Existenzfrage. Eine alleinstehende Frau mit Unterstützungspflichten, Inhaberin einer Papeterie in einer Vorortgemeinde, seufzt: «Für mich beginnt Weihnachten bereits kurz nach Ostern. Kaum habe ich die letzten Konfirmationskarten weggeräumt, beginnen auch schon die Vertreterbesuche mit den Weihnachtskollektionen. An meinem freien Wochenhalbtage muss ich fast regelmässig an Ausstellungen fahren, um Geschenkartikel für Weihnachten auszuwählen, denn ich führe auch Spielsachen und Bücher, Glas- und Keramikwaren. Bereits im September be-

ginnen dann die Wareneingänge; die bestellten Sachen liegen hochaufgetürmt in Kisten und Kartons da, und ich muss dann die restliche freie Zeit damit verbringen, die Ware möglichst übersichtlich im Keller unterzubringen, damit sie im Dezemberrummel auch von der Lehrtochter und der Aushilfsangestellten leicht gefunden werden kann. Von Mitte November an kann ich keine privaten Abmachungen mehr treffen, das Weihnachtsgeschäft hält mich in den Klauen.

Im Dezember sind wir von morgens bis abends auf den Beinen (es gibt auch noch Abendverkäufe); manchmal stehen in meinem kleinen Laden fünfzehn bis zwanzig wartende Personen, und die meisten wünschen jeden Artikel einzeln schön festlich verpackt. Für eine Dame nehme ich beispielsweise etwa dreissig verschiedene Papeterien vom Gestell herunter, sie betrachtet sie lange und eingehend (während andere vergeblich nach einem freien Plätzchen suchen) und sagt abschliessend in jenem Ton, den man im Dezember besonders gerne hört: «Ist das alles, was Sie haben?», und rauscht hinaus. Dann gibt es immer noch die berühmten Fünflibergeschenke; Leute – und meistens nicht arme – haben sich vorgenommen, für ein Geschenk nicht mehr als fünf Franken auszugeben, und an mir ist es dann, etwas auszusuchen, was zwar gut präsentiert, aber auf keinen Fall den Preis von fünf Franken übersteigt. Eine Mutter kauft für ihre Kinder Seidenpapier zu Bastelzwecken: einen halben Bogen vom roten (nein, nicht dieses grelle Rot, es muss dezenter sein), einen halben Bogen vom gelben (oder nein, geben Sie mir doch lieber das grüne), einen halben Bogen vom violetten (finden Sie, dass Violett dazu passt?); während ich sorgfältig die

hauchdünnen Bogen zuschneide, höre ich diskret zu, wie die Lehrtochter zum drittenmal erklärt, dass dies wirklich der billigste Kugelschreiber ist, den wir haben, und bemerke gerade noch, wie ein kleiner Knirps im Begriff ist, eine kostbare Keramikvase vom Gestell herunterzureissen. Spätabends fülle ich dann die Regale auf, und nachts schreibe ich die Bestellungen, denn in der Weihnachtszeit wartet niemand gern lange auf einen Artikel. Am vierundzwanzigsten Dezember schliesse ich das Geschäft um sechzehn Uhr, und dann will ich niemand mehr sehen, wirklich niemand.»

Ein wenig verwirrt frage ich: «Und wenn Sie sich einmal weigerten, mitzumachen im Weihnachtsrummel? Ist das denn unmöglich?» Bitter lächelnd antwortet mir die Frau: «Sie müssen bedenken, dass ein Fünftel bis ein Viertel meines ganzen Jahreseinkommens auf den Dezember fällt; meine Branche ist eben saisonanfällig. Meine Konkurrenten sind die Warenhäuser und Grosspapeterien in der Stadt; meine Kunden kann ich mir nur durch besonders freundliche, sorgfältige und individuelle Bedienung erhalten. Begreifen Sie, dass ich da nicht auf das Weihnachtsgeschäft verzichten kann?»

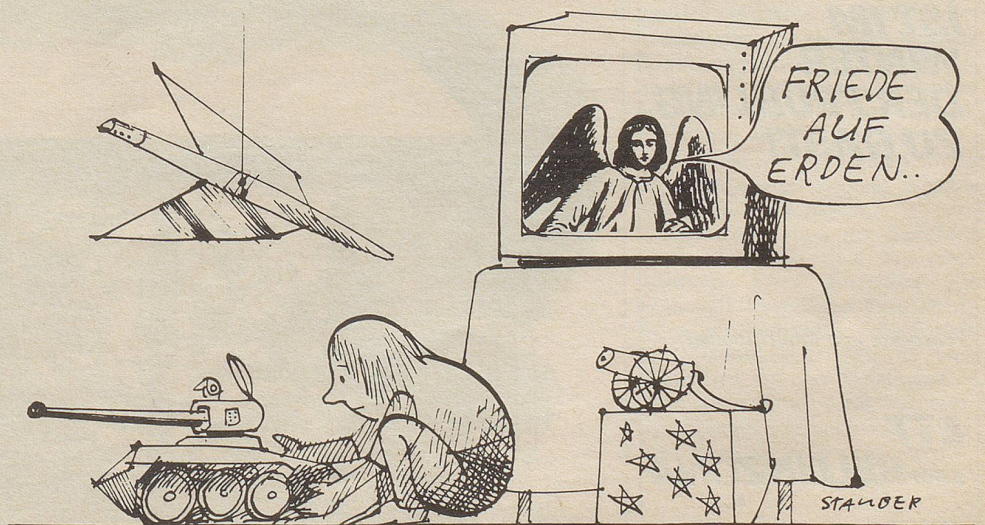
Seither sehe ich das verpönte Weihnachtsgeschäft mit etwas andern Augen an. Meine Sympathie gilt aber ebenso den Verkäuferinnen in den Warenhäusern, all denen, für die Weihnachten gegen ihren Willen nur noch Geschäft und Stress bedeutet. Ihnen sage ich nicht «fröhliche Weihnachten!» (für wen ist sie überhaupt noch fröhlich?), sondern bloss «Saisonwünsche» in der trockenen Art der Engländer. Ich glaube, wir alle können gute Wünsche noch brauchen in dieser Saison.

Nina

Notizen zu einer Begegnung

Ein Freund hat mir eine Begebenheit geschildert. Als Mitwisper bin ich gezwungen, sie festzuhalten. Hier sein Bericht.

Zwei auf besondere Weise Schicksalsverbundene, eine Mutter und ihre in der geistigen Entwicklung behinderte Tochter, vermischen sich oft mit verdüstem Gemüt unter die zur Arbeit strebenden Menschen. Beide, Mutter und Tochter, sind unter der Last ihres Lebensauftrages ermüdet. An einem bleichen Herbstmorgen ist die Mutter besonders ungeduldig und gereizt. Die Tochter, ebenfalls verstimmt und trotzig, beschimpft den neu





ein
edler
Tropfen
ohne
Alkohol

Merlino

Traubensaft

Ein **OVA**-Produkt



**IM TESSIN
IST IM
WINTER
DER FRÜHLING
ZU GAST!**

Prospekte und Informationen:

ETT
6501 **BELLINZONA**

anbrechenden Tag ihres Lebens. Da tritt die Mutter ganz nah an ihr Kind heran und schlägt ihm eine Hand ins Gesicht. Es geschieht ohne Gemütsbewegung, etwa so, wie wenn ein streitsüchtiger Jugendlicher einem Kameraden unvermittelt eins herunterhaut. Ein Hund würde aufjaulen. Ein geistig Behindertes bleibt schutzlos auf der Wartebank einer Tramhaltestelle sitzen.

Mein Freund hat die Mutter nicht verurteilt. Er hätte um alles in der Welt eine letzte aufblühende Herbstblume in dem an das Trottoir angrenzenden Vorgarten finden mögen, um sie der Behinderten in die Hände zu legen, wortlos. Das wäre die einzige mögliche Antwort gewesen, meint mein Freund. Verbitte- rung sei die Ursache des Uebels.

Meine Gedanken schweifen zum Opernhaus, verweilen bei einem geistig behinderten jugendlichen Theaterbesucher. Mit Würde beseelt, den Augenblick spannungsvoll erwartend, der die ersten Klänge der Ouvertüre an die Ohren der Zuhörer trägt, verinnerlichte Freude ausstrahlend, wenn der Vorhang fällt, so sitzt dieser Jugendliche, schöpferische Welt verstehend, jeweils unter den Opernbesuchern.

Mein Freund verabschiedet sich. Zurück bleibe ich mit Fragen. Wo sind sie alle, die den zwei Verhärmten weiterhelfen könnten? Geigenspieler und Flötisten, Dompteure von Wildkatzen, Zoodirektoren mit ihren Sammlungen von Tieren aus allen Erdteilen, Seiltänzer unter der Zirkuskuppel, Clowns?

Wieso erhalten Konzertsäle und Opernhäuser unserer Welt so selten den Besuch jener Menschen, die in einer heilpädagogischen Betrachtungsweise als «seelenpflegebedürftig» erfasst werden?
Albert Baumann

Nochmals
«Menschen ohne Pflasterli»
(Nr. 26 und 41)

Es ist Vreni Weber zu gönnen, dass sie in einem Kanton lebt, wo man eingesehen hat, dass die Lebenskosten für alle Allein- stehenden gleich hoch sind, und dass nicht nur die Betreuung von Mann und Kind, sondern auch jene betagter Eltern eine vom Staat anerkennenswerte Leistung darstellt. Offenbar hat Nina ein ungeschicktes Beispiel gewählt, als sie auf die Steuerungleichheit im Kanton Zürich verwies. Zürich ist gerade die Ausnahme, welche die Regel bestätigt. Es lassen sich nämlich genug Beispiele aus andern Kantonen anführen.

So bleibt im Thurgau eine Witwe im erwerbsfähigen Alter und ohne Betreuungspflichten bei einem Renteneinkommen von 12000 Franken (AHV-Rente + Pensionskasse) dank verschiedener Vergünstigungen für Witwen steuerfrei, während eine ledige oder geschiedene IV-Rentnerin bei gleichem Einkommen immerhin ca. 325 Franken an Steuern zu entrichten hat. Die Berufstätige bezahlt für das gleiche Einkommen sogar ca. 600 Franken. Dass die erwerbsfähige, aber nicht erwerbstätige Witwe im Gegensatz zur IV-Rentnerin von den AHV-Beiträgen befreit ist, sei nur nebenbei bemerkt. Dafür ist der Kanton nicht verantwortlich. Immerhin handelt es sich nochmals um eine Erleichterung.

Einigen wenigen fortschrittlichen Kantonen zum Trotz gibt es eben doch noch Menschen mit und solche ohne Pflasterli, wobei die Geschiedenen einmal diesseits, einmal jenseits der Grenze stehen, die zwischen Verwitweten und Ledigen gezogen wird. Bei der Wehrsteuer können sie den gleichen Abzug machen wie die Verwitweten, und neuer-

dings steht sogar eine massive Erhöhung dieses Abzuges in Aussicht. Solange aber der Bund nicht mit dem guten Beispiel vorgeht, und solange das Bundesgericht ungleiche Besteuerung von Verwitweten und Ledigen als «nicht offensichtlich unvernünftig» schützt, werden sich nur wenige Kantone zu einer gleichen Behandlung aller Allein- stehenden durchringen können.

Salome

Ich habe in meinem Artikel ausdrücklich auf eine Auseinandersetzung im «Beobachter» aus dem Jahr 1973 verwiesen; wenn sich unterdessen die Verhältnisse im Kanton Zürich geändert haben, um so besser. Nachahmung empfielt

Nina

Alle Jahre wieder ...

kommt nicht nur das «Christuskind», sondern auch die vorweihnächtliche Bastelzeit! Gross und klein, vor allem klein, bastelt. Ich sehe sie vor mir, die Kinder im ganzen Land, wie sie dasitzen an ihren freien Nachmittagen und in den Abendstunden, mit heissen Backen und roten Ohren. Da wird geklebt, gesägt, gezeichnet, geformt, gestrickt und gemalt, um nur einiges zu nennen. Es wird kriecht, es wird aber auch vorprogrammiert gearbeitet. Mosaik nach Vorlage z. B. oder, der jüngste Kunstgreuel, gemalt nach Zahlen. So oder so, es wird gebastelt!

Die Sitte gebietet es nun einmal, dass man für erhaltene Geschenke auch Gegengeschenke zu entrichten hat, und da Kinder nun einmal nicht *das* Geld zur Verfügung haben wie Erwachsene, um Geschenke zu kaufen (das fehlte ja noch, nicht!), müssen sie zwangsläufig Ueberstunden machen. Im übrigen erwartet man von Kindern unbedingt Eigenfabrikate, und zwar solche, die nichts oder fast nichts kosten.



So müssen sie oder ihre Mütter sich etwas einfallen lassen und im übrigen «inelige», um am «Stichtage» mit den Arbeiten auch wirklich fertig zu sein. Man bedenke, wie viele Geschenke ein Kind zu fabrizieren hat. Angefangen bei den Eltern, Grosseltern, über Paten, Onkel und Tanten, bis zur netten Nachbarin (fürs Tierhüten in den Ferien) und den Geschwistern, denen man auch, je nach Neigung, etwas schenken möchte. Dazu kommen traditionsgemäss noch die Gedichte, die es auswendig zu lernen gilt, und bei älteren Kindern Rollenstudium oder für Musizierende zusätzliches Ueben für das Schul-Weihnachtsfest. Von den täglich anfallenden Aufgaben gar nicht zu reden. Kurzum, die Kinder haben ein Monsterprogramm zu bewältigen, und es ist ihnen nicht zu verübeln, wenn sie am Weihnachtsabend durchdrehen.

Summa summarum: Adventszeit gleich Bastelzeit, gleich Zeitnot, gleich Müdigkeit und Ueberdruß von der ganzen schönen, verheissungsvollen, geheimnisvollen, glitzernden, nach Zimt und Kerzen duftenden Weihnachtszeit. Vor Jahren (ich schäme mich, es zu gestehen) habe ich mit meinen Kindern diesen hektischen Rummel auch mitgemacht, der Tradition folgend und in der irrigen Meinung, es müsse so sein und es werde von den Leuten erwartet. Darum möchte ich sagen: «Mütter, geht in euch und macht es besser! Lasst basteln, wer basteln möchte, den andern erzählt Märchen und Geschichten, und im übrigen, macht euch allen einen schönen Advent!»

Mungge

Kinder und Hämmer

In den letzten zwei oder drei Jahren war ich nicht mehr am Berner Zibelemärit, unserem no-

verbergrauen Volksfest; deshalb kann ich auch nicht genau sagen, wann die Unsitte aufgekommen ist.

Letzten Montag ging ich nachmittags wieder einmal auf den Bundes- und Bärenplatz, um eine schön geflochtene Zibelezüpfe und anderes Gemüse zu kaufen. Was mir gleich auffiel, waren kleine und grössere Kinder sowie Jugendliche, die fast alle mit einem Plastic-Hammer herumgingen, der ein quietschendes Geräusch verursachte und mit dem sie andere Kinder und Erwachsene auf Kopf oder Hinterkopf schlugen. Mir graust's, wenn ich Kinder mit Hämmern aufeinander losgehen sehe, auch wenn sie nur aus Plastic sind. Denn wer kann einem kleinen Kind deutlich genug machen, dass es verschiedene Hämmer gibt, und wer garantiert mir, dass es nicht einmal einen andern Hammer ergreifen und jemanden damit auf den Kopf schlagen könnte? Bloss aus Spass natürlich, wie am Zibelemärit.

Konfetti tun niemandem weh; warum konnte man es nicht dabei bewenden lassen? Müssen Fröhlichkeit und Uebermut denn immer in Roheit umschlagen? Auch ich habe manchen Schlag bekommen, obwohl ich absichtlich nicht die Hauptgassen benutzte. Zum Glück trug ich der Bise wegen eine Mütze. Eine Märitfrau klagte mir, sie sei durch kleinere und grössere Hammerschläge mehrmals auf die Ohren getroffen worden, was empfindlich schmerze, und sie verwünsche diese Art Schlägerei aus tiefstem Herzen, denn sie müsse den ganzen Tag dastehen und herhalten.

Es gibt offensichtlich nicht wenige Mütter, die ihren Kindern gerne von diesen Hämmerli kaufen und die es ausgesprochen lustig finden, wenn ihre Spröss-

linge so richtig zünftig um sich schlagen und auch wehrlosen Kindern und Erwachsenen ihre Hiebe austeilen. Die Plastic-Hämmer sollen massenweise aus Japan eingeführt werden, habe ich mir sagen lassen. Müssen wir die Härte unserer Berner Schädel ausgerechnet durch solche Hammerschläge prüfen lassen, ausgeführt von Kindern und Jugendlichen? Oder bin ich am Ende eines jener hoffnungslosen Exemplare, die immer noch nicht kapiert haben, was eine Volksbelustigung ist?

Nina

Pünktlichkeit ist eine Zier ...

Es muss schrecklich sein, eine unpünktliche und vergessliche Ehefrau zu haben. Ich kann mir das gut vorstellen, denn ich bin selber eine oder besser: ich war eine.

Allerdings ist der Mann einer mit obgenannten Eigenschaften behafteten Ehefrau des Mitgeföhls seiner ganzen Umgebung sicher, und er hat erst noch alle Lacher auf seiner Seite, wenn er wieder eine grad kürzlich geschenehe Geschichte seiner besseren (?) Hälfte aufischt. Zum Beispiel, wie sie den Schirm zum viertenmal in einem Wagen der Basler Verkehrsbetriebe stehenliess und vom Beamten im Fundbüro wie eine alte Bekannte mit einem «Gällesi, s'isch dr Rotgschtreiftli!» begrüsst wurde. Oder wie sie völlig mittellos, ohne Fahrkarte und Geld auf dem Bahnhof Neuenburg stand, weil sie ihre Handtasche im Auto des Bruders vergessen hatte, das eben ihren Blicken entwand. Wie eine Ware wurde sie dann mit einem Zettel in der Hand doch noch nach Basel speditiert, und erst der zahlende Ehemann rettete die Reumütige aus den Klauen der SBB.

Dazu kommt meine chronische Unpünktlichkeit. Wenn An-

dreas und ich am Anfang unserer Bekanntschaft zum Beispiel um acht Uhr ein Rendez-vous hatten, dann war er jeweils schon zehn Minuten vor acht zur Stelle. Ich wollte nicht zu spät kommen und erschien um fünf nach acht, traf aber einen schon nicht mehr ganz strahlenden Freund. Je mehr ich mir vornahm, das nächste Mal ganz pünktlich zu sein, desto eher fuhr mir das Tram vor der Nase davon oder ich zerriss mir an der Haustür noch den Strumpf. Andreas heiratete mich trotzdem, das werde ich ihm nie vergessen.

Vor ein paar Wochen ist mir aufgefallen, dass Andreas die Geschichte von meinem vergessenen Schirm schon das dritte Mal erzählen musste, weil sich inzwischen keine neue entsprechende zugetragen hatte, auch heute weiss er kaum eine weitere.

Nun beginne ich mich ernsthaft zu fragen, ob sich meine Persönlichkeit allmählich verändert. Gibt es also doch die Möglichkeit, den Ehepartner umzuwerfen, obwohl die meisten Herz-Briefkasten und -Forums das Gegenteil versichern? Andreas jedenfalls scheint es geschafft zu haben, so gut, dass ich jetzt meine Feder niederlege, denn ich habe in zehn Minuten ein Rendez-vous mit ihm in der Stadt, und das Tram braucht mindestens eine Viertelstunde dorthin.

Annemarie S.

Antwort einer Ehemaligen

Sehr geehrte S. M.,

Ihre erste Begeisterung über die neue Stelle ist verständlich, denn neue Besen kehren immer gut. Aber haben Sie sich wohl beim Schreiben Ihres Beitrages «Eine freundliche Firma» (Nebi Nr. 47) überlegt, dass Sie damit etliche Berufskolleginnen vor den Kopf stossen? Vielleicht hat eine Ihrer Mitbewerberinnen, die mehr berufliche Fähigkeiten aufweist, aber sich weniger gut ins günstige Licht setzen kann, dies gelesen und ist darob stocksauer geworden. Ausserdem gibt es Sekretärinnen, die so Mätzchen wie Sonntagsperücke und aufschneiderische Bewerbungsschreiben verabscheuen, und die es z. B. nie wagen würden, mit Kenntnissen in Spanisch zu prahlen, wenn sie gerade drei Monate Abendkurs hinter sich haben.

Allerdings muss ich den Mut bewundern, mit dem Sie noch während Ihrer Probezeit die Wahrheit über Ihre Bewerbung öffentlich verbreiten. Lesen denn die Damen und Herren vom Fernsehen nie den Nebelspalter? Oder kann Ihnen dank Sonntagsperücke und Kaffeekochen nichts, aber auch gar nichts passieren?

Mit freundlichen Grüßen

A. A.

(eine ehemalige Sekretärin)

